

Erik Porath

Anhängsel und/oder Narziss – Reproduktion  
und Selbstzweck bei Butler, Freud und Dawkins

»It has, I believe, been often remarked that  
a hen is only an egg's way of making  
another egg.«

Samuel Butler, *Life and Habit* (1878)

»Das Individuum führt wirklich eine  
Doppelexistenz als sein Selbstzweck  
und als Glied in einer Kette, [...] Anhängsel  
an sein Keimplasma«

Sigmund Freud, *Zur Einführung  
des Narzissmus* (1914)

»We are survival machines – robot  
vehicles blindly programmed  
to preserve the selfish molecules  
known as genes.«

Richard Dawkins, *The Selfish Gene* (1976)

### Butlers Ei der Reproduktion

Der Schriftsteller, Philologe und darwinkritische Gelehrte Samuel Butler hat nicht nur einen der berühmtesten utopischen Romane über das Eigenleben von Maschinen – *Erewhon, or, Over the Range* (1872) – verfasst, sondern auch eine Theorie der Vererbung vorgelegt: *Life and Habit* (1878). Darin macht er die vielleicht

sarkastische Bemerkung: Die Henne ist nichts anderes als das Mittel des Eis, neue Eier herzustellen.<sup>1</sup> Entgegen der gewöhnlichen Auffassung, dass Hühner Eier legen, um sich als Hühner zu reproduzieren, kehrt Butler die Akteur-Mittel-Relation um, mit dem durchaus satirischen Effekt einer Herrschaft des Eis über das Huhn. Damit wird das Ei in seiner Lebensfähigkeit auf das gleiche Niveau gesetzt wie die Henne. Zumindest wird eine funktionale Supplementarität oder Komplementarität zwischen Henne und Ei behauptet: So wie die Henne auf das Ei angewiesen sei, sei das Ei auf die Henne angewiesen, um sich zu reproduzieren – unter Verwendung des jeweils anderen Teils dieser Zweck-Mittel-Relation. Während aber das Ei keine andere Möglichkeit hat, als aus sich heraus ein Küken zu entwickeln, kann die Henne vieles Verschiedenes tun und ist bloß bei der Selbstreproduktion darauf beschränkt, Eier zu bilden und befruchten zu lassen, um Nachkommen hervorzubringen. Dies ist ein starkes Argument gegen eine strikte Gleichsetzung von Henne und Ei. Aber auch eine einseitige Instrumentalisierung des einen gegenüber dem anderen kann bezweifelt werden: Was zuerst, ursprünglich, zwecksetzend war, Henne *oder* Ei, ist ein Dilemma, das sich vielleicht nur einer zu einfach gestellten Frage verdankt. Selbst wenn wir Henne *und* Ei als Elemente eines übergreifenden Prozesses der Selbstreproduktion verstehen, darf man nicht übersehen, dass in den einzelnen Phasen dieses Prozesses sich Organisationszustände mit unterschiedlichen Freiheitsgraden entwickelt haben: Aus Perspektive des Eis gibt es nur eine Möglichkeit, die eigene zelluläre Entwicklung fortzusetzen und Komplexität in Richtung Küken zu entfalten, während aus Sicht der Henne verschiedene Optionen des Verhaltens im Rahmen der Selbsterhaltung und Fortpflanzung offenstehen, so gering sie auch im Einzelnen und in der statistischen Gesamtbetrachtung sein mögen. Es sind ja gerade diese Freiheitsgrade, in denen sich auch die menschliche Freiheit nur zur Geltung zu bringen vermag: Solange wir keinerlei Möglichkeit haben, unsterblich und unversehrbar zu sein, sind wir auf eine Reproduktion der Art angewiesen. Denn nur innerhalb der Art können Individuen überhaupt zur Existenz gelangen und sich über die existierenden Einzelwesen hinaus erhalten, nämlich indem sie Nachkommen hervorbringen.<sup>2</sup> Innerhalb dieses repro-

duktiven Rahmens schätzen wir allerdings die gewonnenen Freiheiten sehr hoch ein und setzen alles daran, sie zu erhalten oder sogar zu erweitern.

Warum nun deckt sich die Selbsterhaltung eines Einzelwesens nicht mit dem Ziel der Erhaltung der Art, obwohl es nur als Exemplar der Art zur Existenz gekommen ist und sich nur vermöge der anderen seiner Art, im Falle des Menschen nur als soziales und politisches Wesen (Aristoteles), zu erhalten vermag? Um diese Frage zu erhellen, sind die Kräfte, Antriebe und Dispositionen des Einzelwesens zur Geltung zu bringen, die über die artbedingten Anforderungen – sich fortzupflanzen zum Nutzen des größeren Zusammenhangs – hinausgehen. Im Folgenden werde ich zwei Schauplätze des Streits über die Beziehung von Henne und Ei in den Blick nehmen. Sigmund Freud hat kurz vor dem Ersten Weltkrieg den Narzissmus als eine im Einzelwesen wirksame Instanz in Stellung gebracht, die das Eigeninteresse des Individuums vertritt. In einem Spannungsverhältnis gegenüber seiner biologischen Natur soll das Ich nicht »nur ein Anhängsel an sein Keimplasma«<sup>3</sup> sein. Der Evolutionsbiologe Richard Dawkins wiederum ist in den 1970er Jahren mit seiner provokanten Auffassung vom »egoistischen Gen« hervorgetreten, die auch den Menschen zur »Überlebensmaschine« seines Genoms erklärt. Interessanterweise jedoch entfalten diese Überlebensmaschinen eine Eigendynamik, die sich eben gegen jenes evolutionäre Grundprinzip der Selbstreplikation der Gene zu wenden vermag.

### Das artbedingte Anhängsel-Sein und Freuds Narzissmus-Konzeption

Auch bei Sigmund Freud findet sich ein Ei<sup>4</sup> an einer systematisch bedeutsamen Stelle, nämlich bei der Unterscheidung eines Einzelorganismus von seiner Außenwelt. Dafür ist zunächst zwischen dem »Lust-Ich« und dem »Real-Ich« zu differenzieren: Das Lust-Ich ist anfänglich allein am Lust-Unlust-Prinzip orientiert und versucht deshalb auf kürzestem, d. h. halluzinativem Wege, also durch bloßes »Wünschen«<sup>5</sup> die verspürte Unlust zu beseitigen, indem es, im Falle des Hungers, das Fehlende sich einfach vorstellt: die Nahrung bzw. das mit der Stillung des Bedürfnisses verknüpfte

Befriedigungserlebnis. Demgegenüber entsteht das Real-Ich durch die Erfahrung, dass Wünschen allein nicht hilft, weder ein Bedürfnis stillt noch eine reale Befriedigung gewährt: Das Real-Ich unterliegt dem Realitätsprinzip, d. h. der Anerkennung einer äußeren, vom psychischen Apparat nicht direkt beeinflussbaren Realität, welche sich erst durch gezieltes Handeln so verändern lässt, dass sich ein tatsächlicher »Nutzen« einstellt: z. B. Nahrung, die den Hunger stillt und Befriedigung gewährt. Freud hatte die Unterscheidung zwischen Primärprozess und Sekundärprozess schon in der *Traumdeutung* eingeführt, um die Realitätstüchtigkeit des psychischen Apparates zu begründen, denn ohne eine Anerkennung der äußeren, vom psychischen Apparat unterschiedenen Wirklichkeit wäre das Überleben in einer feindlichen Umwelt sehr unwahrscheinlich. Allerdings kann man die Einschränkung der Herrschaft des Lustprinzips durch das Realitätsprinzip weniger als Etablierung einer unabhängigen Gegeninstanz, des Real-Ichs, ansehen, sondern eher als eine Kompromissbildung unter der Herrschaft des Lustprinzips:

In Wirklichkeit bedeutet die Ersetzung des Lustprinzips durch das Realitätsprinzip keine Absetzung des Lustprinzips, sondern nur eine Sicherung desselben. Eine momentane, in ihren Folgen unsichere, vielleicht gefahrbringende Lust wird aufgegeben, aber nur darum, um auf dem neuen Wege eine später kommende, gesicherte zu gewinnen.<sup>6</sup>

Eine gänzliche Unabhängigkeit des Real-Ichs ist nicht möglich, da es alle seine Kräfte nur vom Lust-Ich geborgt hat. Andererseits ist es unverzichtbar auch für das Lust-Ich (bzw. für den psychischen Apparat insgesamt sowie den Organismus, der ihm zugrunde liegt), wenn die Gefahr der Vernichtung vermieden werden soll. Um diese Notwendigkeit zu erläutern, greift Freud auf das Ei und damit auf ein Bild der Biologie zurück, das letztlich auf die Unmöglichkeit einer absoluten Autarkie hinausläuft:

Ein schönes Beispiel eines von den Reizen der Außenwelt abgeschlossenen psychischen Systems, welches selbst seine Ernährungsbedürfnisse autistisch (nach einem Worte Bleu-

lers) befriedigen kann, gibt das mit seinem Nahrungsvorrat in die Eischale eingeschlossene Vogelei, für das sich die Mutterpflege auf die Wärmezufuhr einschränkt. – Ich werde es nicht als Korrektur, sondern nur als Erweiterung des in Rede stehenden Schemas ansehen, wenn man für das nach dem Lustprinzip lebende System Einrichtungen fordert, mittels deren es sich den Reizen der Realität entziehen kann. Diese Einrichtungen sind nur das Korrelat der »Verdrängung«, welche innere Unlustreize so behandelt, als ob sie äußere wären, sie also zur Außenwelt schlägt.<sup>7</sup>

Kein »lebendes System« kann ohne seine Außenwelt auskommen. Ein wie auch immer geringer Bezug zur Außenwelt des Systems ist die Voraussetzung für seine interne Entwicklung: Ohne Materie- bzw. Energieaustausch (Wärme) müssen seine inneren Prozesse zum Erliegen kommen – ein Perpetuum mobile kommt in der Natur nicht vor. Jedoch bindet Freud die Frage nach der Orientierung des Einzelwesens nicht nur an das Realitätsprinzip mit seinen »vernünftigen« Maßstäben der Selbsterhaltung, des Überlebens oder der Fortpflanzung, sondern ebenso an das Lustprinzip, nach dem der Lustgewinn als oberstes Ziel der Tätigkeit des psychischen Apparates anzusehen ist – das Real-Ich kann nur ein gewisses Veto gegen bestimmte gefahrvolle Handlungen einlegen, aber nicht die endgültige Zielvorgabe ändern.

Sigmund Freud ist ein Denker von Gegensätzen. Bewusstsein und Unbewusstes, Realitätsprinzip und Lustprinzip, Sexualität und Selbsterhaltung, Lebens- und Todestrieb, Ich und Es sind spannungsreiche Begriffspaare, von denen die verschiedenen Denkmodelle seiner Psychoanalyse beherrscht sind. Was Freud 1920 in *Jenseits des Lustprinzips* als den Dualismus von Eros und Thanatos diskutiert, das erörtert er in *Zur Einführung des Narzissmus* (1914) als die Gegenüberstellung von narzisstischen Ichtrieben und arterhaltender, der Fortpflanzung dienender Sexualität. Die Sexualität, welche Freud ja als eines der Erkennungszeichen psychoanalytischen Denkens verstanden wissen wollte, hatte er allerdings schon in der einschlägigen Schrift *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* von 1905 von ihrer allein auf die Fortpflanzungsfunktion reduzierten Auffassung befreit. Sexualität

lässt sich nicht auf ein einziges Organ, auf bestimmte Körperregionen oder -funktionen festlegen. Vielmehr erweist sie sich als flexibel und verfährt oft genug nach dem Anlehnungstypus, d. h. sie hängt sich an schon bestehende Körperfunktionen wie z. B. die Nahrungsaufnahme an und nutzt dabei den Mund als »erogene Zone«. Begriff und Phänomen der Sexualität entfernen sich bei Freud von einer eindeutigen Bindung an organische oder physiologische Tatsachen: ihre vermeintliche Natürlichkeit wird dadurch infrage gestellt, ihre Körperlichkeit keineswegs. Freud richtet also die Gegenstellung des Narzissmus und der Ichtriebe nicht pauschal gegen die Sexualität; insbesondere hat er die mit ihr in Verbindung stehende Fortpflanzungsfunktion im Auge, denn diese bindet das Einzelwesen an die Kette der Art.

Der Narzissmus, alles andere als eine individuelle Pathologie, ist ein anderer Name für die libidinöse Konstitution des Ichs als eigene Instanz innerhalb des psychischen Apparats (strukturelles Moment). Freud spricht in *Zur Einführung des Narzissmus* klar aus, dass das Ich keine ursprünglich vorhandene Instanz des psychischen Apparats ist, sondern dass es zu seiner Bildung einer »neuen psychischen Aktion« bedarf: »Die autoerotischen Triebe sind aber uranfänglich; es muß also irgend etwas zum Autoerotismus hinzukommen, eine neue psychische Aktion, um den Narzißmus zu gestalten.«<sup>8</sup> Freud setzt der Entfaltung der libidinösen Energien eine Matrix gegenüber, auf die sie bezogen sind und wodurch sie den Titel Narzissmus verdienen: Diese Instanz ist das Ich als eine vom (später so genannten) Es unterschiedene. In dieser »Einheit« kann sich die ausströmende Libido wieder sammeln, die von der Außenwelt, den Objekten abgezogen wird. Freud hat immer wieder auf den ökonomischen Aspekt in der Besetzungsdynamik hingewiesen, der zwischen Objekt- und Ichlibido regiert: Je mehr Energie auf die Objektbesetzungen verwendet wird, desto weniger bleibt für das Ich übrig – und umgekehrt.<sup>9</sup> Dabei geht es um etwas Strukturelles im Aufbau des psychischen Apparats<sup>10</sup>: Alles, was wir dem Ich an Leistungen zuschreiben, baut auf der konstitutiven Aktivität der narzisstischen Besetzung des Ichs auf, welche die Matrix konstituiert, in der dann alle lebensgeschichtlich wichtigen Prägungen verzeichnet sein werden. Freud entwickelt also die Selbstbezüglichkeit des Individuums im Spannungsfeld

zu den Objektbeziehungen – und zu diesen Objekten gehören nicht nur andere hilfreiche Personen, sondern ebenso die Partielobjekte mütterliche Brust oder der den Phallus repräsentierende Penis sowie der sog. *eigene* Körper.

Der so verstandene Narzissmus steht in einer grundlegenden Spannung zwischen der Selbstbezüglichkeit des Individuums und seiner Eingebundenheit in die – sich biologisch-evolutionär sowie kulturell reproduzierende – Gemeinschaft. Zur Unterscheidung von Selbsterhaltungs- und Sexualtrieben, Ich- und Objektlibido entwickelt Freud eine Argumentation, die über die von der psychoanalytischen Klinik gestützten Belege hinausgeht und »*biologische* Rücksichten«<sup>11</sup> hervorhebt:

Das Individuum führt wirklich eine Doppelexistenz als sein Selbstzweck und als Glied in einer Kette, der es gegen, jedenfalls ohne seinen Willen dienstbar ist. Es hält selbst die Sexualität für eine seiner Absichten, während eine andere Betrachtung zeigt, daß es nur ein Anhängsel an sein Keimplasma<sup>12</sup> ist, dem es seine Kräfte gegen eine Lustprämie zur Verfügung stellt, der sterbliche Träger einer – vielleicht – unsterblichen Substanz wie ein Majoratsherr nur der jeweilige Inhaber einer ihn überdauernden Institution. Die Sonderung der Sexualtriebe von den Ichtrieben würde nur diese doppelte Funktion des Individuums spiegeln.<sup>13</sup>

Auch wenn Freud hier auf eine biologische Dimension der menschlichen Existenz setzt, verhandelt er doch zugleich die kulturellen Aspekte. Zwar expliziert er diese nicht, wählt aber seine erläuternden Gleichnisse aus dem Feld des Sozialen und des Rechts, wenn er etwa von der erbrechtlichen Institution »Majoratsherr«<sup>14</sup> als jeweiligem »Inhaber einer ihn überdauernden Institution« spricht. Die Skepsis gegenüber einer Übernahme biologischen Wissens über *die Natur* des Menschen bzw. der organischen Lebewesen für die Psychologie bzw. Psychoanalyse drückt sich methodologisch bei Freud darin aus, dass er die Wege einerseits biologischer, andererseits psychologischer/psychoanalytischer Forschung als eigenständig ansieht und voneinander »ferne zu halten« gedenkt. Das hält ihn aber nicht davon ab, Möglichkeiten

des Transfers zwischen Biologie und Psychologie – und sei es vorübergehend – mitzudenken:

Gerade weil ich sonst bemüht bin, alles andersartige, auch das biologische Denken, von der Psychologie ferne zu halten, will ich an dieser Stelle ausdrücklich zugestehen, daß die Annahme gesonderter Ich- und Sexualtriebe, also die Libidotheorie, zum wenigsten auf psychologischem Grunde ruht, wesentlich biologisch gestützt ist. Ich werde also auch konsequent genug sein, diese Annahme fallen zu lassen, wenn sich aus der psychoanalytischen Arbeit selbst eine andere Voraussetzung über die Triebe als die besser verwertbare erheben würde. Dies ist bisher nicht der Fall gewesen.

Und er fährt fort:

[...] da wir nicht warten können, bis uns die Entscheidungen der Triblehre von einer anderen Wissenschaft geschenkt werden, ist es weit zweckmäßiger, zu versuchen, welches Licht durch eine Synthese der psychologischen Phänomene auf jene biologischen Grundrätsel geworfen werden kann. Machen wir uns mit der Möglichkeit des Irrtums vertraut, aber lassen wir uns nicht abhalten, die ersterwähnte Annahme eines Gegensatzes von Ich- und Sexualtrieben, die sich uns durch die Analyse der Übertragungsneurosen aufgedrängt hat, konsequent fortzuführen, ob sie sich widerspruchsfrei und fruchtbringend entwickeln [...] läßt.<sup>15</sup>

Freud formuliert in dieser Passage eine bedingte Unabhängigkeitserklärung für seine Forschung, indem er die Eigenständigkeit der psychoanalytischen Erfahrung betont und gleichzeitig den Zusammenhang mit den anderen Wissenschaften zu wahren versucht. Damit gewinnt er eine produktive ambivalente Haltung gegenüber der Biologie, die in einer Passage von *Jenseits des Lustprinzips* programmatisch zum Ausdruck kommt:

Die Mängel unserer Beschreibung würden wahrscheinlich verschwinden, wenn wir anstatt der psychologischen Termini

schon die physiologischen oder chemischen einsetzen könnten. Diese gehören zwar auch nur einer Bildersprache an, aber einer uns seit längerer Zeit vertrauten und vielleicht auch einfacheren. Hingegen wollen wir uns recht klar machen, dass die Unsicherheit unserer Spekulation zu einem hohen Grade durch die Nötigung gesteigert wurde, Anleihen bei der biologischen Wissenschaft zu machen. Die Biologie ist wahrlich ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, wir haben die überraschendsten Aufklärungen von ihr zu erwarten und können nicht erraten, welche Antworten sie auf die von uns an sie gestellten Fragen einige Jahrzehnte später geben würde. Vielleicht gerade solche, durch die unser ganzer künstlicher Bau von Hypothesen umgeblasen wird. Wenn dem so ist, könnte jemand fragen, wozu unternimmt man also solche Arbeiten, wie die in diesem Abschnitt niedergelegte, und warum bringt man sie doch zur Mitteilung? Nun, ich kann nicht in Abrede stellen, dass einige der Analogien, Verknüpfungen und Zusammenhänge darin mir der Beachtung würdig erschienen sind.<sup>16</sup>

Hier überdenkt Freud die Rolle der Psychoanalyse im Kreise der Wissenschaften hinsichtlich der Biologie als eine *Doppelexistenz*: auf der einen Seite die Abhängigkeit von der Biologie in Fragen des Wissens über Leben und Tod, auf der anderen Seite das Beharren auf der Selbständigkeit der psychoanalytischen Forschung gegenüber allen anderen Disziplinen, auch der biologischen, da die Erfahrungen, auf die sich die Psychoanalyse bezieht, von keiner anderen eingebracht werden können. Zudem betont Freud seine ironische Distanz gegenüber den Wissenschaftsansprüchen der Biologie, wenn er sie als ein »Reich der unbegrenzten Möglichkeiten« apostrophiert – nicht ohne zugleich das spekulative Element seiner eigenen Überlegungen zu rechtfertigen *und* ironisch zu grundieren.

Will man sich nicht von vornherein auf ein modernes biologisches Verständnis des Lebensbegriffs festlegen, so sind die Erscheinungen des Innenlebens, der Psyche und des Geistes, ebenso wie die des Soziallebens, der Kultur und Gesellschaft einzubeziehen, die seit der griechischen Antike als *bios* und *psyche*

von *zoe* zwar unterschieden, aber immer wieder aufeinander und die *polis* bezogen worden sind. Darüber hinaus bleibt es eine Frage der Methodologie, was man jeweils unter Leben verstehen will und zu fassen bekommt. Deshalb zeigt sich besonders im Fokus der Fortpflanzungsproblematik, wie die verschiedenen Sphären von organischer Verfasstheit der Lebewesen, sozialem Zusammenleben und individueller Existenzweise durch die unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen modelliert werden. Ein sehr weitreichender Anspruch für eine Gesamtschau aller Lebensphänomene ist im Rahmen des (Neo-)Darwinismus entwickelt worden, weshalb ich mich nun einem seiner populärsten Vertreter zuwende.

### Dawkins' gesteuerte Überlebensmaschine und der evolutionäre Trend zur Emanzipation

Die Aufklärung als Versuch der Menschheit, aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit herauszutreten (Immanuel Kant), setzt einerseits auf Entmythologisierung, Religionskritik und öffentlichen Gebrauch der Vernunft, andererseits auf wissenschaftliche Naturerklärung und technologische Welteroberung. Während Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in die traditionelle Fortschrittserzählung eine fatale *Dialektik der Aufklärung* einbauen, die das Gesamtprojekt zum Scheitern bringen könne, setzt eine an Charles Darwin anknüpfende Tradition auf Evolution, eine durch natürliche Variation und Selektion vermittelte Abstammungsgeschichte allen organischen Lebens aus einem primitiven Urzustand, an deren heutigem Ende der Mensch, aus seinen tierischen Vorfahren hervorgegangen, als komplexer Organismus steht. Aus dieser Sicht der Dinge spricht nichts dagegen, dass die Evolution weitergeht, auch über den Menschen hinaus.

Horkheimer/Adorno entfalten ihre dialektische Denkfigur als Gegenarrativ einer Erfolgsgeschichte, indem sie zeigen, wie die Mittel, die zur Befreiung des Menschen aus seiner natürlichen Abhängigkeit erfunden wurden, gerade zu den Instrumenten seiner eigenen Abhängigkeit und Unterdrückung werden, also die Freiheit untergraben, die versprochen zu sein schien. Der Zoologe, Neodarwinist und radikale Religionsgegner Richard Dawkins,

Schüler des Verhaltensforschers Nikolaas Tinbergen, entwirft ein anderes Narrativ: eine Gesamtentwicklung der Natur vom Unbelebten zum Belebten, von der zufallsbedingten Bildung einfacher Moleküle über ihre Tendenz zur Selbstreplikation und eine selektive Erhöhung ihrer Selbstreproduktionschancen durch Schutzmechanismen (Hüllen) bis hin zur Entwicklung komplexer Organismen.<sup>17</sup> Auch in diesem *long run narrative* gibt es Platz für Wendungen und »Rückschläge« innerhalb der Erfolgsgeschichte der Evolution; diese werden aber, anders als in der *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer/Adorno, mit positiven Vorzeichen verbunden: Evolution setzt sich immer fort, ohne Rücksicht auf Einzelwesen oder einzelne Arten. Deshalb kann man Dawkins' Überlegungen als den Versuch einer explizit nicht-anthropozentrischen Evolutionstheorie ansehen, während Horkheimer/Adorno das Schicksal der Menschheit interessiert.

Unter dem inzwischen zur Redewendung gewordenen Buchtitel *The Selfish Gene* wartet Dawkins mit der immer noch provozierenden These auf, dass alle Lebewesen eigentlich nur die Überlebensmaschinen ihrer Gene seien – wie Butlers Henne die des Eis. Deshalb unternimmt Dawkins zunächst einige Anstrengungen, um das Subjekt der Evolution als Gen bzw. Genom herauszuarbeiten. Hatte die bisherige Evolutionstheorie entweder die Art, also die Kette der Wesen zu einem gegebenen Zeitpunkt, oder den Einzelorganismus als deren Repräsentanten in den Blick genommen, so verschiebt Dawkins – offenbar unter dem Eindruck der seit den 1950er Jahren gewonnenen Erkenntnisse über Genetik – den Fokus für die evolutionäre Selektion und Variation ganz auf das Gen. Allein auf genetischer Ebene entscheide sich, wie die Evolution sich entwickelt, denn das Gen sei die Einheit, die die Reproduktion steuere, indem sie sich selbst repliziere und für den Erhalt und Schutz dieser Reproduktionsvorgänge verantwortlich sei.<sup>18</sup> Hierzu beruft er sich sogar auf August Weismann als Vorläufer dieses Gedankens, denn der habe von der »Kontinuität des Keimplasmas« schon zu einer Zeit gesprochen, als das Gen noch gar nicht entdeckt war.<sup>19</sup> Das Gen könne seinen Überlebensvorteil dadurch steigern, dass es »Überlebensmaschinen«<sup>20</sup> entwickle, die den Erfolg der Reproduktion sichern helfen. Dawkins versteht das Gen als ein Programm zur

Selbstreplikation, das jedoch auch von sich selbst unterschiedene Moleküle zu bilden bestimmt sei, nämlich Proteine, aus denen wiederum andere organische Strukturen aufgebaut und Funktionen ausgeführt werden könnten.<sup>21</sup> Diese vom Gen unterschiedenen Produkte können einfache Hüllen oder auch komplexe Körper sein; sie stünden in ihrer organischen Bildung ganz im Bann der von den Genen vorgegebenen Programmierung.<sup>22</sup> Mit der Entwicklung einer höheren Komplexität des Organismus komme es jedoch nicht nur zu einer Eigendynamik mancher Prozesse, sondern sogar zur Entstehung neuer Ebenen, deren Verselbständigung soweit gehe, dass sich die auf diesen Ebenen ablaufenden Vorgänge gegen die ursprünglichen »Zwecke« – das Programm der Selbstreplikation der Gene – richten könnten.<sup>23</sup>

Gegen »das Diktat der Gene« führt Dawkins beispielsweise das *Bewusstsein* höherer Lebewesen ins Feld, das mit seiner Fähigkeit zur Voraussicht die Mechanismen der natürlichen Selektion unterlaufe. Hinzu kämen die Meme, ein von Dawkins vorgeschlagener Neologismus für interaktiv bzw. kommunikativ vervielfältigte Einheiten, also: symbolische Replikatoren im kulturellen Milieu, die es erlauben, eine von einem Einzelwesen gemachte Erfahrung über dieses hinaus weiterzugeben – im kulturellen Medium der symbolischen Kodierung in Tat und Wort, Text und Bild. Damit bringt Dawkins Faktoren ins Spiel der Evolution, die über physikalische, chemische und organische Kategorien hinausgehen und eine kulturelle Eigendynamik entfalten. Freud hat in diesem Zusammenhang einmal von »vorbildloser Leistung«<sup>24</sup>, von gleichsam qualitativen Sprüngen in der Entwicklung der menschlichen Kultur gesprochen, die durch technische Erfindungen bedingt sind – und durchaus geeignet, das Menschenwesen über seine natürliche Ausstattung hinaus in einen »Prothesengott«<sup>25</sup> zu verwandeln. Diese Ironisierung von Fortschrittsambitionen und Emanzipationswünschen ist Dawkins fremd, dessen Perspektive die eines Darwinisten ist, der die Grundmechanismen von Variation und Selektion auch auf dem Gebiet der Kultur am Werke sehen möchte.

Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang Dawkins durchgängiger Anti-Lamarckismus:

Der Einfluss verläuft ausschließlich in einer Richtung: Erworbene Merkmale werden nicht vererbt. Wieviel Kenntnisse und wieviel Weisheit wir während unseres Lebens auch erwerben mögen, nicht ein Jota davon wird unseren Kindern auf genetischem Wege weitergegeben. Jede neue Generation fängt ganz von vorn an. Ein Körper ist das Mittel, mit dessen Hilfe Gene sich unverändert fortpflanzen.<sup>26</sup>

Auch wenn Dawkins betont, dass der Organismus in seiner gesamten organischen Entfaltung lebenslang von den Genen gesteuert werde, schließt das jedoch andere Einflussfaktoren nicht aus, die den Organismus ebenfalls zu beeinflussen trachten. Hier spielen organische Bildungen (ein komplexes Gehirn), die dabei entstehenden Fähigkeiten (Bewusstsein und Voraussicht) sowie ein dadurch hervorgebrachtes äußeres Milieu (Meme und Kultur) eine Rolle. Diesen Faktoren schreibt Dawkins nun zu, dass sie sich aufgrund der Eigendynamik soweit von den genetischen Programmen emanzipieren, dass sie sie in eine andere, sogar gegenläufige Richtung weiterentwickeln, ja sabotieren könnten. Damit gewinnt das Individuum als genetisch bedingter Organismus in einem sozial-kulturell-kommunikativen Milieu Freiheitsgrade jenseits eines (individuellen oder kollektiven) Eigeninteresses. Der Twist, den Dawkins in seine Evolutionstheorie einzieht, macht also den Steuerungsversuchen der genetischen Programme quasi einen Strich durch die Rechnung: Da die Gene ja *per se* keine Voraussicht haben, aber durch die Mittel, mit denen sie ihre Selbstreplikation zu sichern versuchen, in die Lage versetzt werden, eine Strategie zu entwickeln, die mehr als blindes Probieren ist – wie aus einer statistischen Zufälligkeit von Variation und Selektion eine etwas mehr als zufällige Wahrscheinlichkeit der Selbstreproduktion hervorgeht –, darf man Freud an dieser Stelle aufgreifen und formulieren, dass Dawkins' Biologie »wahrlich ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten« ist. In dessen eigenen Worten heißt das: »Dieses Buch sollte beinahe wie Science-fiction gelesen werden, denn es zielt darauf ab, die Vorstellungskraft anzusprechen. Doch es ist keine Science-fiction: Es ist Wissenschaft. Tatsächlich erscheint mir die Wirklichkeit noch phantastischer als ein utopischer Roman.«<sup>27</sup> Mit dieser Doppelbewegung von der Fiktion zur

Wissenschaft hin zur Wirklichkeit rückt das *Fantastische* der Selbstzweckhaftigkeit (selfishness) als jenes spekulative Element, das Dawkins ins Reich der Natur einträgt, nochmals in den Fokus. Denn auf der einen Seite betont er: »Das Gen ist die Grundeinheit des Eigennutzes.«<sup>28</sup> Auf der anderen Seite hebt er die Doppelfunktion der Selbstreplikation und der Steuerung der Proteinproduktion (für die Bildung eines Körpers, angefangen mit einer Hülle, die die Gene schützt) hervor. Man könnte also auf die Idee kommen, dass sich der Eigennutz am besten realisieren lässt, wenn man nicht nur sich selbst repliziert, sondern komplexere Mittel erwirbt oder bildet, die größeren Schutz und damit eine höhere Wahrscheinlichkeit zur Replikation und zum Weiterbestehen des Replikationsvorgangs gewähren. Damit erweitert sich der Fokus dessen, was hier das »Selbst« genannt wird, um dessen Nutzen – vermittelt über den Körper, die Hülle – es geht. Festzuhalten wäre demnach, dass ab einem gewissen Komplexitätsgrad, d. h. nach der Differenzierung in Genom und Soma, beide Teile einen Vorteil davon haben, miteinander verbunden *und* abtrennbar, also teilweise weitergebbar, und in der Folge als Ganzes reproduzierbar zu sein.

### Jenseits der Zweckmäßigkeit

So wie Freud sich mit der dualistischen Konzeption seiner zweiten Trieblehre dem Wissen der Biologen seiner Zeit entgegenstellt, durch ein Beharren auf einem *Jenseits des Todestriebes* (Sigrid Weigel)<sup>29</sup>, ohne die Einführung des Thanatos zu widerrufen, so sieht er im Narzissmus einen Gegenzug zum Anhängsel-Sein an die Kette der Artzugehörigkeit, eine Selbstbezogenheit des einzelnen Organismus gegenüber der durch Sexualität bewirkten Fortpflanzungsfunktion, die die Existenz der Art sichert und das individuelle Sein an die Kette seiner Art bindet. Freud verteidigt also das Selbstinteresse des Einzelwesens gegenüber seiner artgebundenen Abhängigkeit. Er zeigt den Narzissmus als Ichformierung gegenüber dem Ausgeliefertsein an interne organische und externe artgebundene Bedingungen, gegenüber Bedürfnissen, Trieben und Fortpflanzungserfordernissen. Man könnte vermuten, dass Freud diese egologische Unabhängigkeitserklärung auf Kosten des bio-

logischen Fundaments vornehmen würde. Er bleibt jedoch seinen Erfahrungen als Naturforscher treu und sucht stattdessen in der Biologie selbst nach Gründen, um den Unterschied zwischen den Ichtrieben und der Sexualität über die psychoanalytischen Einsichten hinaus zu untermauern.

Dawkins hingegen, ausgehend von biologischen Fragestellungen, profiliert zunächst das egoistische Gen sowohl gegenüber dem einzelnen Organismus, zu dem es gehört, als auch gegenüber der Art, denn es sei das Gen, das allein *sein Interesse* der Selbstproduktion betreibe, *nebenbei* die Fortsetzung der Art bewirke und sich dabei spezifischer Mittel bediene, nämlich einen Körper als Überlebensmaschine zu benutzen.<sup>30</sup> Erst im Zuge der Entfaltung von Komplexität gelangt Dawkins über seine von strikt darwinistischen Zweckmäßigkeitserwägungen durchdrungene Evolutionstheorie auch zu einer dem Einzelwesen zukommenden Eigendynamik, die sich aber wesentlich dem von der Philosophie geborgten *deus ex machina Bewusstsein* und dem Milieu einer durch Meme gesteuerten Kulturgeschichte verdankt.

Nimmt man also Samuel Butlers eingangs zitierte Bemerkung »that a hen is only an egg's way of making another egg« nicht bloß als witziges *Aperçu*, sondern als Zuspitzung eines – nicht erst durch den Darwinismus entstandenen, aber durch ihn verschärften – Bedürfnisses einer Verhältnisbestimmung zwischen Einzelwesen und Art, zwischen »Ich« und »Replikation des Organismus«, so zeigen sich Freud und Dawkins als Anwälte der Einzelwesen gegenüber den sie ermöglichenden Bedingungen: Freud, insofern der Narzissmus ein Ich konstituiert, das sich von seinen organischen, artbezogenen und darüber hinaus sozialen Einbindungen teilweise zu distanzieren vermag; Dawkins, insofern ein Gen-Egoismus Mittel und Wege – Organismus, Meme und Bewusstsein – hervorbringt, die eine Eigendynamik gegenüber dem »Diktat der Gene« zu entfalten vermögen.

Worin Freud – bei aller Darwin-Gefolgschaft – jedoch nicht mit Dawkins übereinstimmt, ist die Überzeugung von der universellen Geltung einer einheitlichen Zweckmäßigkeitsdoktrin.<sup>31</sup> Stattdessen profiliert er diejenigen Tendenzen im Individuum, die von Kräften, Antrieben und Tätigkeiten Kunde geben, die keineswegs als zweckmäßig, ökonomisch sparsam oder logisch

konsequent angesehen werden können. Der Narzissmus, der sich als strukturbildend im psychischen Apparat erweist und das Individuum mit Hilfe seines Ichs zu besonderen kognitiven Leistungen befähigt, wird getragen von libidinösen Besetzungen, ist durchzogen von triebhaften Regungen und wird ergriffen von affektiven Momenten und Gefühlslagen, die sich keiner Zweckhaftigkeit im Sinne einer evolutionären Funktion zuordnen lassen. Die Zwecke, die ein Individuum verfolgen kann, sind jedenfalls weder mit denen seiner Art noch mit denen eines auf Selbstreplikation zielenden Gens oder Genoms identisch. Statt von einer Einheitskonzeption auszugehen, um Fragen nach der Verfassung des Subjekts oder des Menschen (als Individuum oder als Gattungswesen) zu klären, legt eine Auseinandersetzung mit Freuds und Dawkins Überlegungen es nahe, nach dem Zusammenhang der involvierten Selbstbezüglichkeiten und irreduziblen Eigendynamiken zu fragen.

Dazu einige abschließende Überlegungen: Die oft in Regelkreisläufen organisierten Dynamiken organischer und psychischer Systeme sind an Eigenwerten orientiert, wodurch sich spezifische Verhältnisse und Spannungszustände zwischen diesen verschiedenen Selbstbezüglichkeiten ergeben, die ein äußerst komplexes Verhalten des Subjekts determinieren. Freud hat die Untersuchung dieser Komplexität durch eine Trias von metapsychologischen Gesichtspunkten vorangetrieben, indem er die in der Klinik beobachtbaren Phänomene *topisch* den verschiedenen Instanzen des psychischen Apparates zugeordnet hat, ihre *Dynamik* nach typischen Verläufen klassifizierte und die *ökonomischen* Potenziale bzw. Reservoirs auf ihre Verteilung, ihre Regulierung (Verschiebung, Aufschub, Hemmung, Steigerung, Reizzuwachs, Niveauerhöhung, Abfuhr etc.) und ihren Verbrauch hin einschätzte. Entgegen dem Dogma einer volkswirtschaftlichen Ökonomie der Knappheit, die auf den rationalen Umgang mit den vorhandenen Ressourcen sowie auf Nutzenmaximierung setzt und alles, was sich dem nicht unterordnet, als Verschwendung geißelt, verteidigt Freud die Realitätsunangemessenheit, ja die Nutzlosigkeit oder Überflüssigkeit gerade jener psychischen Vorgänge – wie das Fantasieren, das Kinderspiel, das Tagträumen –, die zu den ursprünglichsten Operationen des psychischen Apparates gehören, aber

immer wieder die »Adaptierungen des psychischen Apparats«<sup>32</sup> an die Außenwelt boykottieren. Lustgewinn und Unlustvermeidung jenseits des Realitätsprinzips ordnen sich weder adaptiv den Anforderungen der Außenwelt unter, noch kommen sie mit den aus den natürlichen Beschaffenheiten und Bedürfnissen des Organismus ableitbaren Erfordernissen überein. Damit stellt Freud die Universalität des Zweckmäßigkeitsdenkens nicht nur der Biologie sehr grundlegend infrage.<sup>33</sup> —

- 1) Butler, Samuel: *Life and Habit*, London 1878, Trübner & Co., S. 134
- 2) Ich verzichte auf eine Diskussion künstlicher Verfahren der Reproduktion.
- 3) Freud, Sigmund: *Zur Einführung des Narzissmus* (1914), in: ders.: *Studienausgabe in 10 Bänden und einem Ergänzungsband*, Hg. Alexander Mitscherlich u. a., Frankfurt a. M. 1969 ff., S. Fischer, Bd. III, S. 37–68, hier S. 46 (Einzelne Schriften Freuds werden nach dem Ersterscheinungsjahr mit Sigle StA und römischer Bandnummer zitiert.)
- 4) Mit besonderem Dank an Peter Berz, der mich auf dieses Nest an Gedanken aufmerksam gemacht hat.
- 5) Freud, Sigmund: *Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens* (1911), StA III, S. 13–24, hier S. 21 f.
- 6) Ebd.
- 7) Ebd., S. 18 f., Fn 4
- 8) Freud: *Zur Einführung des Narzissmus*, S. 44
- 9) Ebd., S. 43
- 10) Laplanche, Jean; Pontalis, Jean-Bertrand: *Das Vokabular der Psychoanalyse*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1982, Suhrkamp, 5. Aufl., S. 321
- 11) Freud: *Zur Einführung des Narzissmus*, S. 45
- 12) Freud verrät an dieser Stelle nicht, dass er sich auf August Weismann bezieht, den er explizit in *Jenseits des Lustprinzips* erwähnt (vgl. zu Weismann und Freud: Peter Berz in diesem Heft).
- 13) Freud: *Zur Einführung des Narzissmus*, S. 45 f.
- 14) Vgl. Vedder, Ulrike: *Majorate – Erbrecht und Literatur im 19. Jahrhundert*, in: Weigel, Sigrid; Parnes, Ohad; Vedder, Ulrike; Willer, Stefan (Hg.): *Generation. Zur Genealogie des Konzepts – Konzepte von Genealogie*, München 2005, Wilhelm Fink, S. 91–107
- 15) Freud: *Zur Einführung des Narzissmus*, S. 46 f.
- 16) Freud, Sigmund: *Jenseits des Lustprinzips* (1920), in: StA Bd. III, S. 213–272, hier 268 f.
- 17) Gene als »Replikatoren«: Dawkins, Richard: *Das egoistische Gen*, Reinbek bei Hamburg 2001, Rowohlt, S. 307
- 18) Gegen Dawkins Reduktionismus: Gould, Stephen J.: »Was ist Leben?: als ein Problem der Geschichte«, in: *Was ist Leben? Die Zukunft der Biologie. Eine alte Frage in neuem Licht – 50 Jahre nach Erwin Schrödinger*, Hg. Michael Murphy/Luke A. J. O'Neill, Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg, Berlin, Oxford 1997, S. 35–52
- 19) Vgl. ebd., S. 38
- 20) Dawkins, Richard: *Vorwort zur ersten Auflage* (1976), in: *Das egoistische Gen*, S. 18
- 21) Vgl. Dawkins: *Das egoistische Gen*, S. 54 f.
- 22) Gegen den Entwicklungsdeterminismus vgl. Wolpert, Lewis: »Embryonale Entwicklung: Ist das Ei berechenbar, oder: Könnten wir Engel oder Dinosaurier erzeugen?«, in: *Was ist Leben? Die Zukunft der Biologie*, S. 71–82
- 23) Vgl. Dawkins: *Das egoistische Gen*, S. 110 f.

- 24) Vgl. Freud, Sigmund: *Das Unbehagen in der Kultur* (1930), in: StA Bd. IX, S. 191–270, hier S. 221 Vgl. hierzu Porath, Erik: *Medien-Symptome. Symptome der Technik und Techniken des Symptoms – als Medien der Artikulation*, in: *RISS*, 2001, Nr. 52: *Medien*, S. 47–62
- 25) Freud: *Das Unbehagen in der Kultur*, S. 222
- 26) Dawkins: *Das egoistische Gen*, S. 55 f. Stattdessen epigenetische Ansätze: Parnes, Ohad: *Biologisches Erbe – Epigenetik und das Konzept der Vererbung im 20 und 21. Jahrhundert*, in: Willer, Stefan; Weigel, Sigrid; Jussen, Bernhard (Hg.): *Erbe – Übertragungskonzepte zwischen Natur und Kultur*, Berlin 2013, Suhrkamp, S. 202–242
- 27) Dawkins: Vorwort zur ersten Auflage, in: *Das egoistische Gen*, S. 18
- 28) Dawkins: *Das egoistische Gen*, S. 75
- 29) Vgl. Weigel, Sigrid: *Jenseits des Todestriebs – Freuds Lebenswissenschaft an der Schwelle von Natur- und Kulturwissenschaft*, in: Solhdju, Katrin; Vedder, Ulrike (Hg.): *Das Leben vom Tode her – Zur Kulturgeschichte einer Grenzziehung*, München 2015, Wilhelm Fink, S. 31–46, hier S. 46
- 30) Prozesse »kollektiver Autokatalyse« kommen ohne Gene aus: Kauffman, Stuart: »Was ist Leben?« – hatte Schrödinger recht?, in: *Was ist Leben? Die Zukunft der Biologie – Eine alte Frage in neuem Licht*, S. 99–133
- 31) Auch im Bann der Zweckmäßigkeitserwägungen bleibt: Badcock, Christopher: *Psychodarwinismus – Die Synthese von Darwin und Freud*, München, Wien 1999, Hanser, S. 161
- 32) Freud: *Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens*, S. 19
- 33) Peter Berz (siehe *RISS* 95: »Die biologische Frage«) nimmt den Faden mit Ferenczis Bemerkung über die »lustbiologischen Ergänzungen« zur »Nutzphysiologie« auf (vgl. Ferenczi, Sándor: *Versuch einer Genitaltheorie* (1924), in: ders.: *Schriften zur Psychoanalyse*, hg. und eingeleitet von Michael Balint, Frankfurt a. M. 1972, Fischer, Bd. II, S. 317–400, hier: S. 389).